



Abend:

Zeitung.

246.

Montag, am 14. October 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Sell).

### Mährchen vom Fichtelgebirge.

Wer von Wunsiedel aus des Frankenlandes mächtigen Gebirgszug, das Fichtelgebirge, in blauen Wellenlinien den Saum des Horizonts begrenzend, vor sich liegen sieht, wie links und rechts hin es sich ausdehnt mit seinen hohen Kuppen und Einschnitten, und hört von den lieblichen Thälern und landschaftlichen Bildern zwischen diesen Bergen, von dem reichen Schmuck, welcher die Höhen krönt mit Resten aus jenem ritterlichen Zeitalter geschwundener Jahrhunderte, das uns jetzt noch rege Phantasie im Zauberlichte poetischen Gewandes vorzuhalten bemüht ist, der zieht gewiß nicht vorüber, ohne dieses Gebirge zu erklimmen. Und steht er nun hoch oben auf seinen Sinnen, blickt hinab in's schöne Frankenland, und erquickt sich, gelehnt an morsche Mauern alter Besten, im Anschauen der ringsum lagernden herrlichen Bilder, dann säumt gewöhnlich der gesprächige Führer nicht, alles fein umständlich zu erklären, und zu erzählen das Mährlein von dieser, die Sage von jener zertrümmerten Burg. Willig läßt man ihn reden, denn wer hörte nicht gern solch liebliche Dichtungen aus grauer Zeit, in denen immer ein Funke von Wahrheit glimmt, eine heilsame Lehre niedergelegt ward.

Auch mir ging es so, als ich im letzten Sommer durch das schöne Fichtelgebirge wanderte, begleitet von einem Gebirgsbewohner, der mit großer Liebe an seinen heimathlichen Bergen hing, jedes Thales, Felsens, jeder Quelle Namen mir nannte und meinte, keinen schönern

Punkt auf Erden gäbe es, als sein Fichtelgebirge. Ich freute mich seines Glaubens, der allen Gebirgsbewohnern eigen ist, denn er machte ihn recht glücklich. Ich ehrte seine Anhänglichkeit an die schöne gebirgige Heimath und hörte gern seine Erzählungen von Geistern, Kobolden und Ungethümen, die sonst ihr Wesen hier getrieben und zu Zeiten noch treiben. Da standen wir auch eines Tages auf den Trümmern der Burg Waldstein. Hingegenommen von den Blicke auf die reich geschmückten, höchst ausgebreiteten Landschaften umher, welche dort, böhmische und pfälzische, hier thüringische Berge begränzten, saß ich lange stumm und still im reinsten Genuß der Betrachtung schwelgend. Trunken rief ich unwillkürlich aus: „O wie wunderschön ist's hier, wie göttlich groß ist dieses Bild!“

„Ja,“ erwiderte der Führer ganz trocken, „das hat noch Jeder gesagt, den ich hierher brachte.“

„Hier möchte ich wohnen und leben,“ fuhr ich fort, mehr mit mir selbst als mit dem Begleiter sprechend. Aber dieser nahm es nicht so und fiel plötzlich ein.

„Hier wohnen? Nein, das thäten Sie gewiß nicht, Herr.“

„Wie so, warum?“

„Ei zum Henker, hier ist's bei Tag und Nacht nicht sicher. Hier spukt's und treibt sein Wesen; hat schon manchen wackern Gesellen unglücklich gemacht.“

„Wirklich!“

„O ja, das können Sie glauben.“

„Erzählt doch ein Geschichtchen. Höre dergleichen Spukereien gern.“

„Das will ich wohl; aber zu spaßen ist wahrhaftig nicht damit.“

„Hat nichts zu sagen, guter Freund. Vor Dlim's Zeiten mag es wohl schlimm damit gewesen seyn, aber jetzt nicht mehr.“

„Ja, Sie meinen, weil die Leute jetzt nicht mehr an den Teufel glauben wollen, da gäbe es auch keinen mehr. Dho, der treibt noch immer hier und da sein Wesen.“

„Gewissermaßen hast Du Recht, erzähle aber jetzt nur.“

„Nun so hören Sie. Da ist einmal ein Mann gewesen, der hat das Feilenhauen erlernt, auch lange Zeit betrieben. Späterhin hat es ihn aber nicht recht nähren wollen, da ist er auf den tollen Einfall gekommen, sich auf das Geisterbannen zu legen, denn zu seiner Zeit, da hat es noch Geister die Menge gegeben, welche die Menschen gar erbärmlich gezwickt und geplagt haben. Starb ein Mensch, der unter den Nachbarn nicht gut angeschrieben stand, so war Alles zu verwetten, er kam als ein anderes Wesen wieder zum Vorschein und ward ein Plagegeist. Ja, schon vor der Beerdigung ging der Spuk in seinem Hause los. Es polterte und schabernakte, rurmorte oft im ganzen Orte und setzte alle Bewohner in Unruhe. Wenn nun die Leute nicht wußten wo aus noch ein, da wendeten sie sich an den alten Feilenhauer und baten den um Hülfe, denn es war bekannt, daß der das Geisterbannen studirt hatte.“

„Dieser Feilenhauer war eine seltsame Gestalt. Groß war er, sehr groß, dabei hager und ganz kurz von Oberleib. Das eine der langen Beine war schnurgerade, das Andere, das er einmal bei einer Teufelsbeschwörung gebrochen, war schlecht geheilt und seitdem um eine Hand breit kürzer als jenes. Wenn er nun gegangen ist, so hat das gar einen seltsamen Anblick gegeben, wie wenn er, eins um's andere eine Stufe nieder und wieder eine in die Höhe träte. Im Gesicht hat er Augen und Nase wie ein Falke gehabt. Letztere ist vorn dick und dunkelroth gewesen, wie die wildherumhängenden Haare des Kopfes, fuchsroth. Dabei ist er zerlumpt einhergegangen, wiewohl er mit dem Geisterbannen viel Geld verdient; auf dem Kopf hat er einen großen gelben Strohhut getragen, auf dem Rücken einen Ranzen mit Fischotter überzogen und in der Hand einen dicken Stock, noch einen Fuß ihm über den Kopf ragend. Denken Sie sich, Herr, diese Figur und Sie werden sagen, der Kerl muß ausgesehen haben wie der Teufel selbst, und kein Wun-

der ist's gewesen, wenn die Geister vor ihm wichen. Dieser Mann ist von Ort zu Ort gezogen, Nahrung zu suchen. Das heißt, seine Hülfe anzubieten, wo es Geister zu bannen gab, gerade so wie jetzt die Lumpensammler herumziehen, die Leute von Lumpen zu befreien.kehrte er in einer Schenke des Orts ein, so ist die immer voll von Neugierigen gewesen, die ihn sehen wollten und seine Reden anstaunten, denn er hat gesprochen wie ein Buch, und die Worte sind nur so geflossen wie Wasser. Ist er in ein Haus geholt worden, so hat man schon gewußt was die Glocke geschlagen, und vor der Thür hat sich das Volk gesammelt zu schauen, wie er die bösen Geister zum Schornstein hinaus jagen werde. Das ist aber selten geschehen. Nein, fortgejagt hat er sie nicht, in seinen Ranzen von Fischotterhaut hat er sie eingesperrt. Da hat er seinen Krimskrams gemacht mit Zirkelschlagen und Beschwörungsformeln, und augenblicklich ist der Geist erschienen, hat sich zu den Füßen des Feilenhauers niedergekauert, der hat ihm den geöffneten Ranzensack vorgehalten, und husch ist das Unwesen ohne Umstände hineingeschlüpft. Sie sehen, Herr, welchen gewaltigen Respekt die bösen Geister vor dem Mann gehabt haben, mehr noch als die Menschen. Wenn er nun den Ranzen von dergleichen Zeugs voll gehabt, dann ist er hierher gekommen auf die Burg Waldstein, hat ihn geöffnet, alle die Poltergeister hinausgelassen und sie hierher gebannt, damit sie mores lernten. Hier haben sie still, in Ordnung und Eintracht leben müssen, keiner konnte fort, denn sie waren gebannt; keiner konnte machen was er wollte, denn einen der Geister hatte er zum Aufseher bestellt, der führte eine Peitsche aus Schlangenhäuten geflochten, mit der er d'runter hieb, wenn einer muckte. Damit die bösen Wesen aber nicht gar zu sehr von der Langeweile geplagt wurden, war der lange Feilenhauer doch so menschenfreundlich gegen die Geister gesinnt, daß er ihnen das Kartenspiel zu treiben erlaubte und ihnen dazu sogar eiserne Karten selbst verfertigte. Da hat nun das Ungethüm dort um den tischähnlichen Felsstücke im Burghofe herum geseßen und wacker aufgetrumpft. Man kann noch jetzt die Spuren davon in Stein sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vornehmer sonst; ein Vornehmer jetzt.

Den Ursprung des in der Ueberschrift stehenden Wortes: Vornehmer müssen wir in der Geschichte der sogenannten Völkerwanderungen suchen. Bekanntlich drangen

in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung germanische Völker in das römische Gebiet ein, um Eroberungen zu machen. Da diese Horden, noch unbekannt mit den Grundlagen einer bürgerlichen Verfassung, ihre Besitzungen größtentheils durch Krieg erlangten; so galt noch lange Zeit in unserer Volkssprache das Wort: kriegen anstatt der jetzt gebräuchlicheren Ausdrücke: bekommen, erhalten, erlangen. Jene germanischen Horden zogen entweder in der Harmonie (Aufgebot aller wehrhaften Männer zum Kriege) oder im Geleite (eine Anzahl Freiwilliger unter einem selbst gewählten Führer, Herzog,) in den Krieg. Die eroberten Länder wurden durch das Loos vertheilt. Jeder, welcher an der Eroberung derselben Theil genommen hatte, erhielt den, ihm durch das Loos zugefallenen Antheil, als sein freies Eigenthum, als Allodium (volleigenes Gut). Der Führer aber durfte sich von dieser Beute einen beliebigen Theil vor der Vertheilung des Uebrigen, also zu vornehmen\*).

So liegt denn die erste Bedeutung des Wortes: Vornehmer — kommt man doch in Versuchung zu schreiben: auf der Faust, anstatt: auf der Hand. In der lateinischen Sprache ward ein solcher Vornehmer mit einem Worte bezeichnet, welches aus zwei lateinischen Worten gebildet ward, von welchem das erste auf diese Zahl, das zweite auf: Nehmen hindeutet.

In neuerer Zeit, da der Name Vornehmer nicht mehr auf die angegebene Weise erlangt wird, hat dieses Wort, welches jedoch jetzt seltner im Gebrauche ist, eine ganz andere Bedeutung erhalten. Für vornehm wird zwar noch jetzt von vielen Derjenige gehalten, welcher großen Aufwand in der Bekleidung, Wohnung u. s. w. macht. Von den Gebildeteren wird aber nur Demjenigen seine Stelle unter den Vornehmen angewiesen, welcher, wegen seiner wichtigen und vielumfassenden Leistun-

\*) So theilte noch in späterer Zeit (1066) Wilhelm der Eroberer das von ihm und seinen Normännern besiegte England in mehr als 60,000 große Baronenslehen, von welchen er 1400 als Kammergüter für sich selbst vorwegnahm, die übrigen aber größtentheils unter seine tapfern Normänner vertheilte.

gen zum Wohle des Staates, auch der bürgerlichen Stellung (dem sogenannten Range) nach über Andere gestellt zu werden, oder zuerst, vor mehreren Andern genommen, d. h. ausgezeichnet zu werden, also in dieser Bedeutung ein Vornehmer (princeps) zu seyn verdient. So zeugt denn auch diese veränderte Bedeutung des Wortes vornehm von den Fortschritten der Zeit in der Civilisation und geistigen Bildung. D.

### Bunteß von Thuringuß.

Lappländischer Kalender: 23. Juni, der Schnee schmilzt; 1. Juli, der Schnee ist vergangen; 9. Juli, die Felder sind ganz grün, 17. Juli, die Felder sind im vollen Wachsthum begriffen; 25. Juli, die Pflanzen blühen; 2. August, die Früchte reifen; 13. August, die Pflanzen stehen im Saamen; 18. August, Schnee bis zum 23. Juni.

Die Bibel enthält 31,173 Verse, 773,692 Wörter und 3,566,480 Buchstaben. Das Wort „und“ kommt in derselben 46,227 Male vor — das mittelste Kapitel ist der 117. Psalm, der mittelste Vers ist der 8. Vers des 101. Psalms.

### Lebensgewinn.

Gestern! — Das Antlitz so rosig, so blühend  
Schön, wie der Apfel am üppigen Baum,  
Und die Gefühle — so feurig, so glühend  
Rein, wie die Sonne am östlichen Saum!

Heute! — Die Augen so düster sich färbend.  
Trüb wie die Sterne in herbftlicher Nacht.  
Ach! und der Herzschlag so matt, so ersterbend  
Wie der verhallende Häufel im Schacht.

Morgen!? — Was weinst Du um Gestern? Was  
quälet  
Heute Dich länger der flüchtige Schmerz?  
Morgen hat Freude mit Leid sich vermählet.  
Dein ist der Mahlschaz: Ein größeres Herz.  
Julius Pohle.

## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

### Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Ich kann mir auch nicht denken, daß die Unverträglichkeit des Herrn Cers so gar arg seyn sollte; vielleicht daß er

nur den prahlerischen Hochmuth und die gelbschnäblige Suffisance nicht eben mit Delikatesse traktirt. Wenigstens sehe ich, daß Männer von solidem und biederem Charakter sehr wohl mit ihm auskommen, wie namentlich die Herren Genée und Bartsch, beide als Künstler und Menschen gleich achtungswerth, während der ganzen Dauer der Direction des Herrn Cers die Bühne nicht verlassen haben. — Von

den Literaten ist es namentlich Herr Professor Gubiſ, der im besten Einvernehmen mit Herrn Cerf lebt, und Herr Gubiſ mag als Buchhändler und Redacteur noch so schlechtes Honorar zahlen, so wird es doch hoffentlich Niemand leugnen, daß derselbe ein Mann von dem ehrenhaftesten Charakter ist, voll des lebhaftesten Gefühls für Recht und Wohlstandigkeit. Leider ist die Letztere gerade die Eigenschaft, welche der Sanscülottismus unserer Literatur am entbehrlichsten hält; darum aber ist sie noch nicht entbehrlich. Wäre sie nicht so gänzlich von der Clique verbannt, so würden gewisse Literaten eine noble société seyn, und nicht was sie jetzt sind — eine noble Societät.

Mit diesem schwachen Kalem bourg will ich die Societät verlassen, um die Gelegenheit wahrzunehmen, da ich sagen kann, der Kalem bourg sey so schlecht, weil die mehrbesagte Societät keinen besseren verdiene. Soweit will ich wieder zu dem Königsstädtischen Theater zurückkehren, für das ich jetzt voll Sympathien bin, weil ich daselbst ein Lustspiel eingerichtet habe. — Schade daß dieser Brief erst dann gedruckt seyn kann, wenn über die Annahme oder — brr! — Zurückweisung des Stückes schon entschieden ist. Indessen will ich nun, für alle Fälle sicher zu gehen, jetzt Herrn Cerf und die Regisseure und die Inspicienten und die Souffleure, ja selbst die Statisten und die Lampenputzer loben — aber Herrn Cosmar nicht! denn die Novität: „Mädchen und Frau,“ die wir von ihm kürzlich auf der Königsstädtischen Bühne sahen, hat leider wieder nicht gefallen. Der Inhalt dieses Stückes bildet jenes in öffentlichen Blättern feilgebotene sujet, dessen Hauptmoment darin besteht, daß die Männer eine junge Frau von 32 Jahren interessanter und lebenswürdiger zu finden pflegen, als eine alte Jungfer von 26 Jahren. Dieses Thema, ursprünglich eine Badeanekdote, ward von den deutschen Zeitschriften mit lächerlichem Empressement zur dramatischen Bearbeitung empfohlen; aber es waren 3 Franzosen, die sich desselben bemächtigten und es in 3 verschiedenen Bearbeitungen auf die pariser Bühnen brachten. Erst in Gestalt einer Uebersetzung ist es zu uns zurückgekehrt — doch ich soll Ihnen ja Neuigkeiten erzählen; diese Prozedur ist, wie die vom zerbrochenen Herzen, eine alte Geschichte, die nur in Deutschland ewig neu bleibt. — Mit der Oper „Regine,“ oder „zwei Nächte“ von Adam ist die Königsstädtische Bühne der Königlichen wieder eben so vorgekommen, wie früher mit dem „Brauer von Preston.“ Die neue Oper hat im Ganzen allerdings angesprochen, und sie würde außerordentlich gefallen haben, wenn sie die erste wäre, die wir von Adam hörten. So aber ist die Erwartung wohl zu hoch gespannt gewesen; man war auf einen Eindruck gefaßt, der den von dem „Postillon“ gemachten überwiegen sollte, und das ist nicht geschehen. Adam entwickelt keine neue Originalität, wenn man auch nicht sagen kann, daß er sich selbst copire. Er ist mit sich selbst auf gleichem Niveau geblieben. Was er uns giebt, ist daselbe Kleid mit einer neuen Garnitur Knöpfe. Er giebt es nur wenig zum Bewundern, und versteht es nicht mehr, uns zu überraschen.

Einen weit bedeutenderen Erfolg haben „die beiden Schützen“ von Lorzing gehabt, die uns die Königliche Bühne brachte. Dieser Componist hat durch seinen „Gzaar und Zimmermann“ ein so günstiges Vorurtheil für sich rege gemacht, daß die Erwartung sehr gespannt war. Diese hat sich aber so befriedigt gefunden, daß der Zudrang des Publikums bei der jedesmaligen Wiederholung der Oper sich vermehrt, und es ganz den Anschein hat, als wollten „die beiden Schützen“ ein Favoritstück werden, wie es „der Gzaar und der Zimmermann“ ist. Das Charakteristische von Lorzing's Musik ist eine gewisse deutsche Bescheidenheit, die es scheut, sich mit den bunten Schellen

der italienischen Musik zu behängen, und so geistreich Lokett zu blicken, wie die französische. Wenn die Dejazet von Rossini's Musik sagt: die Strickerei sei besser als der Stoff, so kann man Lorzing's Musik mit einem Gewande aus einfachem soliden Zeuge vergleichen, das hier und da mit einer Schleife schön aber anspruchslos geschmückt ist. Lorzing's Musik reißt beim einmaligen Hören nicht fort, erregt kein Erstaunen, imponirt nicht; aber sie wirkt tief genug, um das Verlangen, sie öfter hören zu wollen, zu erwecken. — Der Ouvertüre läßt sich der Vorwurf machen, daß sie ihre Aufgabe nicht präcise erfüllt; sie hat keine entschiedene Farbe, sie enthält keine Charakteristik, was sie doch sollte. Nur in der ersten Hälfte zeigt sie wenigstens das Streben darnach, in der zweiten Hälfte dagegen dünkt sie mich flach, trivial und melodiearm. Von den Opernummern selbst sind die Ensembles vortrefflich, oft meisterhaft, weniger wirksam die Solis und Arien; doch macht die Arie des Dragoners im ersten, und die Peters im dritten Akte vortreffliche Ausnahme, da beide reich an acht musikalischem Humor sind. — Ganz vorzüglich ist die Bearbeitung zu loben, die, wenn wir recht berichtet sind, von dem Componisten selbst herrührt. — Es ist wirklich eine rechte Freude, Jemanden loben zu können, zumal einen Landsmann! Was soll ich nun aber von „Don Juan“ sagen? — Diese Oper wird zur großen Freude des Publikums wieder häufig bei uns gegeben, und zwar mit dem ganzen Aufwande der besten Mittel, die uns zu Gebote stehen. Hat doch selbst Herr v. Spontini vor wenigen Wochen, gleich einen Tag nach seiner Ankunft hier selbst, in eigener Person das Meisterwerk Mozart's dirigirt. En passant will ich auch erwähnen, daß der genannte berühmte und hochgeehrte Componist der ersten Aufführung der „Schützen,“ und wie man sagt, mit Vergnügen beigewohnt. — Doch revenons à nos moutons, auf den „Don Juan!“ Das Publikum freut sich, wie gesagt, daß dieses herrliche Tonwerk wieder auf dem Repertoire ist, und bezeigt sich mit den Leistungen des darstellenden Personals recht sehr zufrieden. Anders aber ist es mit den eigentlichen Musikern, deren Berlin bekanntlich drei hat, nämlich Herrn Kellstab, Herrn Dehn und mich, Ihren gehorsamen Diener und Correspondenten. Wir drei Musikkenner nun, können uns mit der Art, wie der „Don Juan“ bei uns gegeben wird, ein für allemal nicht befremden. Wir finden die Darstellung nicht würdig des Tonwerks, für das wir mit einer Art Monomanie eingenommen sind. Ganz besonders ärgern wir uns über den Leporello des Herrn Fischer; viele Leute mögen glauben, daß die Bosheit, mit der wir Drei unablässig den genannten Sänger verfolgen, wirklich Bosheit sey; aber dem ist nicht so: es ist Frömmigkeit. Wir schlachten gleichsam Herrn Fischer auf dem Altar Mozart's, wie Abraham seinen Sohn Isaac. — Im Vertrauen gesagt, ist der Verdruß, welchen wir Drei über die Aufführung des Mozart empfinden, so gewaltig, daß er unsere Gesundheit bedroht, was für kräftige Commisnaturen wir sonst auch haben. Die Intendanz, das können wir nicht leugnen, giebt sich Mühe, und das agierende und singende Personal auch, aber es reicht Alles nicht aus. So gehört es z. B. zu unseren heißesten und gerechtesten Wünschen, daß bei der Aufführung des „Don Juan“ alle Recitative, die Mozart zu dieser Oper geschrieben, auch die, welche er wieder gestrichen, mitgesungen, dagegen alle Scenen, in denen gesprochen wird, weggelassen werden sollten. Man wendet uns ein, daß das Publikum sich dann langweilen werde — mon dien! So laßt es sich langweilen! Oder gebt den „Don Juan“ bei verschlossenen Thüren ganz ohne Publikum, nur in Gegenwart von uns drei Musikkennern. —

(Beschluß folgt.)

Nebst dem Buch- und Kunst-Anzeiger Nr. 18 der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.